

Adèle Yon: „Mein wahrer Name ist Elisabeth“

Das tödliche Schweigen einer Familie

Von Marie Schoeß

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 08.07.2026

Versöhnt es eine Familie, wenn ihre Geheimnisse aufgedeckt werden, oder zerstört es sie? Die Figuren in Adèle Yons autobiografischem Debütroman sind alles andere als einig, können die Autorin aber nicht aufhalten: Yon fragt nach und schreibt auf. Ein Familienroman, der zum Pageturner wird.

Alle Frauen in dieser Familie haben Angst. So als läge ein Fluch auf ihnen, der besagt: Wer von euch nicht aufpasst, wer über die Stränge schlägt, sich vorbehaltlos ins Leben fallen lässt, der wird verrückt. Auch die Ich-Erzählerin verfolgt diese Angst. Unbewusst schon seit der Kindheit. Bewusst dann, als die Großeltern sie – da ist sie gerade 18 Jahre alt und mit Cannabis auf einer Party erschienen – zum Gespräch bitten:

„Zitternd trete ich vor sie. Sie sind nicht böse. Im Gegenteil, sie fragen mich ganz fürsorglich, ob ich Drogenprobleme habe und wolle, dass sie mir helfen. Ich lehne ab, fassungslos darüber, welche Ausmaße die Sache angenommen hat, aber sie erklären mir, es gebe in der Familie eine Vorgeschichte mit einer schwerwiegenden psychischen Erkrankung und Drogen könnten deren Auftreten erheblich begünstigen, besonders in meinem Alter. Ich müsse vorsichtig sein, vorsichtiger als die anderen, denn für mich bestehe ein reales Risiko.“

Eine Geschichte der Psychiatrie

Wie diese Vorgeschichte genau aussieht, was der Grund ist für die psychischen Erkrankungen, die sich tatsächlich durch die Familiengeschichte ziehen: Das wird nicht ausgesprochen. Nur die Warnung wird Generation für Generation an die Frauen weitergegeben. Die Ich-Erzählerin – die man in diesem Fall, das macht spätestens die Danksagung klar, mit der Autorin dieses Buches gleichsetzen kann – bricht mit dieser Tradition. Sie will wissen, warum ihre Urgroßmutter fast zwei Jahrzehnte in der Psychiatrie verbracht hat, welche Rolle deren Ehemann und Vater dabei gespielt haben, und warum sich mit ihr – mit Betsy – die Angst in der Familie eingenistet hat:

„Wie befördert man einen bleischwer mit Geheimnissen beladenen Namen zurück an die Oberfläche? Anders ausgedrückt: Wie lässt man eine Bombe am besten platzen? Später

Adèle Yon

Mein wahrer Name ist Elisabeth

Aus dem Französischen
von Sula Textor

Berlin Verlag, Berlin

432 Seiten

26 Euro

wird das alles einfacher werden. Die Mitglieder meiner Familie werden auf mich zukommen, neugierig, misstrauisch: Ich habe gehört, du recherchierst zu Betsy? Nie werden sie sagen: zu meiner Mutter, meiner Großmutter, meiner Schwester. Sondern immer: zu Betsy. Aber noch ist Betsy ein Name, den man nicht ausspricht.“

Die Frage ist nicht bloß eine familiäre, sie ist eine literarische. Denn wie erzählt man von einer Frau, die nicht mehr für sich selbst sprechen kann, und deren Zeugen zum Sprechen getrieben werden müssen? Wie erzählt man von einer Frau, die zu einer Gehirnoperation, einer Lobotomie, gezwungen wurde, weil Ehemann und Psychiater der Nachkriegszeit glaubten, dass es nur einige Schnitte bräuchte, um wütende Frauen in sanfte Ehefrauen und Mütter zu verwandeln?

Umwege und Brüche als Erzählansatz

Adèle Yon entscheidet sich für eine Hybridform. Ihre Ich-Erzählung, die Schilderung der eigenen Recherche, unterbricht sie mit historischen Dokumenten – von Ärzten, aus Kliniken. Sie unterbricht sie mit Briefen von Betsy und ihrem Ehemann André, mit Dialogen zwischen den heute noch lebenden Familienmitgliedern, die wie Theatertexte notiert sind, und mit historischen Erläuterungen samt Fußnoten, die sich wie eine gut recherchierte Doktorarbeit lesen. Die Ich-Erzählung wird also nie zu einem ungebrochenen Erzählstrom, die Form dieses Romans markiert immer: Es braucht viele Stimmen, viele Schreibweisen, um sich Betsys Leben anzunähern, und jedes Gespräch über sie braucht Umwege:

„Ich stelle Andrés Schwester nicht direkt die Frage, die mir auf den Lippen brennt, nämlich ob Betsys Einweisung ihrer Meinung nach womöglich einzig und allein Ausdruck der ehelichen Zurückweisung war [...]. Hätte André Betsy einweisen lassen können, um eine nutzlose und daher zum Ärgernis gewordene Ehefrau loszuwerden? Mir ist bewusst, dass ich so eine Frage nicht stellen kann. Sie ist zu heikel, würde nach einer zu direkten Antwort verlangen.“

Adèle Yon hat einen starken Stoff – und weiß ihn sehr genau zu erzählen: Mit Betsys Schicksal geht sie behutsam, tastend vor. Dass sie hier von einer schönen und begehrten jungen Frau schreibt, die abstürzt und sich als Ehefrau und Mutter bis zur Unkenntlichkeit verändert hat, nutzt sie nicht für einen dramatischen Spannungsbogen. Für Spannung sorgt die Recherche: Ob die Ich-Erzählerin ihre Familie zum Sprechen bewegen kann, ob das Archiv der Psychiatrie die vermisste Akte doch noch findet, ob die Mosaiksteine zusammenpassen: Mit solchen Fragen fesselt Adèle Yon die Leser. Der Roman wird anziehend wie ein Detektivroman, ohne dass die Autorin das eigentliche Sujet – die kranke oder immerhin für krank erklärte und schließlich krank gemachte Frau – dafür benutzen muss.

Kleine sprachliche Schwächen

Dieser Spagat zwischen feinsinnigem Porträt einer Frau und packender Unterhaltungsliteratur gelingt überraschend souverän für einen Debütroman. Nur hin und wieder gibt sich die Autorin zu langen historischen Abhandlungen hin oder setzt auf schräge Bilder:

„An meinem Arbeitstisch tauche ich in die fünfunddreißig Akten ab wie eine Fliege in ein Marmeladenglas. Ich treibe durch ihre Stimmen, bleibe kleben, schlucke eine astronomische Menge Leid und gehe in der Masse ihrer Geschichten unter.“

Solche Passagen, die wohl besonders poetisch klingen sollen, bleiben die Ausnahme. Denn eigentlich ist dies ein wirklich aufregendes Debüt, das von einem ungeheuerlichen Kapitel der Psychiatrie-Geschichte erzählt.